

Die neue Bescheidenheit

Ein Volk werde danach beurteilt, wie es seine Toten bestattet, schrieb der Grieche Perikles (500 bis 429 v.u.Z.). Wohl wahr, doch das kollektive Image schert den globalisierten Europäer heute nur noch beiläufig. Das Motto der Postmoderne lautet: Hoch lebe das Individuum! Erst recht natürlich, wenn es tot ist. Friedhofsverwalter, Steinmetze, Grünflächenämter, Stadtführer, Philosophen, Schriftsteller beschäftigen sich mit dem Thema - es gibt viele Ausgangspunkte und noch mehr Notwendigkeiten, sich der Bestattungskultur zu nähern. Und sich zugleich, wie der Fotograf, der zwischen sich und das Geschehen immer seine Kamera setzt, professionell zu distanzieren. Was in diesem Falle gewiss auch darauf hinausläuft, sich zu schützen. Denn lebte man mit dem Gedanken, dass jeder letztlich den selben Weg geht, wäre das in einem Maße gemeinschaftsstiftend, wie es Gesellschaft kaum noch vermag - und an die Stelle der Professionen und Individualitäten müsste das verbindende Wir treten. Wie wollen wir mit uns umgehen, wenn wir uns verabschieden? Wenn wir - im Transit zwischen körperlichem Sein und Nichtsein, zwischen In-der-Erinnerung-leben und Endgültig-Vergessen-werden - noch auf dieser Welt weilen?

Dass wir eine Wahl haben, uns also entscheiden müssen, ist ein Vorzug aufgeklärter Gesellschaft. Im »Angebot« sind Erd- und Feuerbestattung, Weltraum- oder Seebestattung, namentlich gewidmete Gräber und Plätze auf der Grünen Wiese. Wobei anonyme Bestattungen sich zunehmender Beliebtheit erfreuen. Will heißen, die Individuen - und das ist ein Paradoxon - streben im Tod nach Gesichtslosigkeit. Und schon in diesem geselligen Streben verlieren sie Einzigartigkeit.

Der Wunsch nach dem unpräzisen Transit hat vielschichtige Ursachen. Vordergründig geht er einher mit dem schwindenden Einfluss der Religionen, der Versachlichung des Todes, der Lebensweise der Großstädte. Unter den Menschen, die ich seit Jahren von Berufs wegen kennen lerne, befinden sich nicht wenige, deren letzter Wille es ist, anonym beerdigt zu werden. Für jemanden, der allein auf der Welt steht, scheint dies durchaus eine praktische Lösung - niemand braucht ja sein Grab, um daran zu trauern, niemand käme, es zu pflegen. Ähnliche Beweggründe führen Mütter und Väter an, deren Kinder mittlerweile räumlich entfernt von ihnen leben: Sie wollen den Kindern nicht aufbürden, hunderte Kilometer zu fahren, um sich um die Gräber zu kümmern. Oft hörte ich auch: »Wer mich wirklich liebt, braucht keinen besonderen Ort, damit er sich an mich erinnert.« Und auch dies ein Argument: »Ich lebe jetzt, danach kommt nichts mehr. Wenn ich tot bin, beanspruche ich auf der Erde keinen Platz mehr.«

Die neue Bescheidenheit. Die letzte Noblesse, die letzte Pose,

die letzte Nachricht an die Welt: Haltet euch nicht mit uns auf, gedenkt unserer Großzügigkeit! Man erahnt die Ängste dahinter. Die Angst, dass die Kinder ohnehin keine Zeit für die Grabpflege fänden, vielleicht gar kein Bedürfnis verspürten - wer will schon ein verwahrlostes Grab, das den anderen signalisiert, so weit her war es nicht mit der Liebe. Die Angst, anderen lästig zu werden, Angst, es gebe keinen Menschen, dem man je so nahe stand, dass er um einen trauern möchte ...

Berlin. Ich spaziere mit Johann Weber über den Hohenschönhausener Friedhof der St.-Hedwigs- und der St.-Pius-Gemeinde. Mit ausgestrecktem Arm beschreibt er ein Halbrund über die schattigen Wege, die alten Gehölze, die Reihen der blühenden letzten Ruhestätten - »das ist mein Betrieb«, sagt er nüchtern. Was allerdings nicht ganz korrekt ist: Er verwaltet nicht nur diesen, sondern alle Friedhöfe der St.-Hedwigs-Gemeinde zu Berlin, sowohl im Ost- als auch im Westteil. Außerdem ist er im Verband der Friedhofsverwalter

sowie im Vorstand der Stiftung historische Friedhöfe in Berlin und Brandenburg tätig - Weber ist ein Insider.

Er hat Zahlen aus Berlin: Von 1991 bis 1998 hielten dort Urnenbeisetzungen mit 17 913 die Spitze. Erdbestattungen folgten mit 10 547, wobei anonyme Beisetzungen mit 10 262 aufrückten. Doch landesweit, ganz grob gesagt, beobachtet man bei dieser Entwicklung ein deutliches Nord-Süd-Gefälle. Oder anders: Dieses Gefälle spiegelt die religiöse Prägung, die in Berlin sicher gering sei. Insofern seien die Gottesäcker seiner katholischen Gemeinde für Berlin eher atypisch. Schon aus Glaubensgründen wählen Katholiken

die Erdbestattung, so dass diese gut 80 Prozent auf Webers Friedhöfen ausmachen. Auch die anonyme Beisetzung verbiete sich für Katholiken. Trotzdem

können sich seine Kirchhöfe, die auch evangelischen und konfessionslosen Menschen offen stehen, den Wünschen der Zeit nicht verschließen. Weber fand einen Kompromiss: »Namenlose gib es bei uns nicht. Doch wir haben Grabfelder angelegt, deren Pflege wir übernehmen und die mit Stelen gekennzeichnet

sind - auf denen wir Namen, Vornamen, Geburts- und Todesjahr dokumentieren.«

Anonym? Nein, das sind sie nicht, die Toten, die hier im Massengrab liegen. Und obwohl die Anlage gepflegt und ästhetisch ansprechend ist, bin ich an ein Armengrab erinnert ...

Dem mag Weber nicht widersprechen. Denn neben dem Nord-Süd-Gefälle registriert er noch eines von Ost nach West - das sei die wirtschaftliche Prägung. Für ihn sind es vornehmlich Kostengründe, die letztlich den Ausschlag geben. Erdbestattungen seien teuer, beträchtlich teurer als das Kremieren - anonyme Bestattungen seien ausgesprochen preiswert. »Die meisten Gründe, die angeführt werden, kaschieren nur den wahren Grund. Keiner wird sagen: Ich möchte es billig.« Und ähnlich wie Perikles meint Weber: »Friedhöfe sind Spiegel der Gesellschaft. Wir können nur regulierend eingreifen: Damit sich die, die sich alles leisten können, nicht noch im Tode alles erlauben, und die, die sich nichts leisten können, gar nichts.«

Ein Blick in den Gesellschaftsspiegel der Berliner Friedhöfe.

Sie nehmen insgesamt eine Fläche von 1408 Hektar ein. 600 Hektar davon liegen brach, das entspricht einer Überkapazität von rundgerechnet 50

Prozent. Die entstand aus mehreren Gründen. Erstens wurde nach der Wende die Entwicklung der Einwohnerzahl auf 5 Millionen prognostiziert, tatsächlich beträgt sie nur 3,3. Zweitens stürzte die Sterberate ins Tal: Die Jahrgänge, die jetzt sterben würden, wurden bereits im Krieg dezimiert. Und drittens sorgt das Bestattungsverhalten, das zunehmend auf Entsorgung hinausläuft, für den Flächenüberschuss: Während für eine Erdbestattung 12,6 Quadratmeter zur Verfügung stehen müssen, sind es bei einer Urnenbeisetzung lediglich noch 2,9, bei einer anonymen Bestattung sogar nur noch 0,5 - ein Friedhofssterben ist abzusehen.

Und? Was ist daran dramatisch? Nichts. Nur dass wir im Begriff sind, den Tod noch weiter aus unserem Leben, aus unserer Nachbarschaft zu verdrängen. Und dass wir begonnen haben, uns eines Reichtums zu berauben,

den wir eigentlich schätzen müssten. Denn nirgendwo ist Kulturgeschichte lebendiger als auf Friedhöfen. Nowodjewitschski in Moskau, Cimetière du Père Lachaise in Paris, der lustige Friedhof von Saphinte ... »Kommen Sie mal auf den Friedhof, eh Sie auf den Friedhof kommen! Friedhöfe sind nicht nur für den November da. Friedhöfe sind nicht nur für die Toten da. Friedhöfe sind nicht nur für die Trauer da. Friedhöfe sind für die Lebenden da. Friedhöfe sind für die Freude da«, schrieb die Schriftstellerin Barbara Bronnen.

Diese Meinung teilt Michael Spengler. Für den gebürtigen Schleswig-Holsteiner sind die Friedhöfe »mit das Schönste, was Berlin zu bieten hat«. Spengler ist gelernter Steinmetz, Absolvent der Turiner Kunstakademie, die er als Diplom-Bildhauer verließ. Den »Katzenjammer« der Friedhofsverwalter und Steinmetze kann er nicht nachvollziehen: »Man muss die Strömungen, die ja immer Gegenströmungen nach sich ziehen, erkennen und lernen, damit umzugehen.«

Spengler, gerade 39, sagt von sich selbst, er habe »als Gestalter von Friedhöfen ein gewaltiges Sendungsbewusstsein«. Er schwärmt vom Grab des Mausolos, das eines der sieben Weltwunder ist, und glaubt an das tiefe Bedürfnis im Menschen, »einen Ort zu haben, wo man hinget, um an jemanden, den man geliebt hat, zu denken.« Vor der Fixierung auf Friedhöfe hat er bei der Restaurierung des Brandenburger Tors geholfen und im Centrum Judaicum

Restaurationsarbeiten übernommen - »eine grenzwertige Arbeit zwischen Restaurator und Bildhauer: Ich kann meine Form nicht aufdrängen.« In der Schweiz, bei der Arbeit am Bundeshaus, lernte er Roman Greub kennen. »Greub machte im Berner Raum personenbezogene Grabmale. Zum Beispiel setzte er auf einen Sandstein einen Findling aus dem Fluss, in dem der Verstorbene zu Lebzeiten gern badete. Für eine Historikerin nahm er verwitterten Travertin (aus Travertin besteht das Kolosseum), obenauf eine antike Schale - wunderschön,

so etwas hatte ich in Deutschland noch nicht gesehen!«

Spengler gründete in Berlin eine eigene Firma und nannte sie »DENKWERK«, mittlerweile hat er bereits seine zehnte Kreation abgeliefert. Grabmale, die die Lebenswege, Temperamente, Leidenschaften der Verstorbenen

assoziiieren. Am Anfang jedes Arbeitsprozesses steht das Gespräch mit den Verwandten, »um die Persönlichkeit kennen zu lernen«. Danach wählt er

das Material, das für ihn im Vordergrund steht, denn es erzählt schon eine Menge: Sandstein, ein metamorphes Gestein - geschichtsbeladen und grundehrlich. Granit, ein Eruptivgestein - kompromisslos und stabil, mit menschlicher Dimension schwer zu fassen. Marmor, ein eitles Material - kaum zu ertragen, wenn man es poliert, sehr sensibel, wenn man es fein schleift. »John Heartfield hat einen Stein aus Beton, der passt zu ihm, es gibt nichts Besseres.«

Vom Stein findet Spengler zur Form, »die passt«: Für eine Jüdin aus Odessa, die nur kurze Zeit in Berlin lebte und als Familienoberhaupt an der Stirnseite jeder Tafel saß, schuf er aus schwarzem Granit einen Thron - den Davidstern hat er durchbrochen, Ausblick in die alte Heimat, wo sie schon den Ehemann zu Grab trug, eine sanfte Wellenlinie, auf der man Steine ablegen kann, erinnert an das ferne Meer ...

Spengler glaubt, mit seinen Arbeiten Friedhöfe »beleben« zu können. Indem er im Erinnerungsraum Gesichter bewahrt, ihnen Seele einhaucht, will er ihm die Langeweile, die Reduzierung aufs Formalisierte nehmen. Der traditionellen Steinmetzerei, deren Vertreter »alle zwei Jahre zur Messe stone & tec fahren, wo sie sich mit industriell vorgefertigten Steinen eindecken«, hält er kämpferisch entgegen: »Keine Friedhofsordnung verlangt, dass die Tiefe eines Steins zwölf Zentimeter betragen muss. Sie muss mindestens zwölf Zentimeter betragen, damit so ein Stein nicht umfällt –ein Stein ist keine Toastbrotsscheibe, sondern dreidimensional, ergo: Der Kunst sind kaum Grenzen gesetzt.

Johann Weber bestätigt das. Die Erfahrung lehrt ihn aber:

»Wie man eine Grabreihe anfängt, genauso wird sie auch beendet.«

Abgesehen vom Finanziellen im Hintergrund jeder Entscheidung, scheint es eine tiefe Sehnsucht nach Egalität zu geben.

Oder ist es die Angst, aus der Reihe zu tanzen? Demut? Überforderung?

Oder einfach Tradition eines wohltemperierten Landes von

gemäßigtem Temperament, in dem sich das Individuum eben immer

nur postulierte, aber nie wirklich emanzipierte? In dem

man nunmehr Vereinzelung mit dem Mut zum Ich verwechselt?

Ob ein Stein zwölf Zentimeter misst und genauso wie der

nebenan aussieht - für den, der trauernd an ein Grab tritt, ist

das Stückchen Erde einzigartig. Es birgt ein Universum

an Bildern, Tönen, Farben, Gerüchen - erste Begegnung, gemeinsame

Reisen, Kinder, Versöhnungen, Krankheiten. Dem Spaziergänger

freilich, dem Wanderer, entzieht sich das all zu Intime, und

er braucht es auch nicht zu wissen. Er sieht: Menschen haben gelebt,

sie waren für andere wichtig - die Mutter, der Vater, die

Frau, der Mann, der Erfolgreiche, der Gescheiterte. So gesehen

sind Totenäcker vielleicht die menschlichsten Plätze unseres

Lebens, menschlicher als Bahnhöfe. Und schöner, schöner sind sie

allemaal: die Wartesäle vor der letzten, der allerletzten großen

Reise!

Friedhöfe sind grüne Oasen. Bäume, Sträucher, Koniferen,

alles scheint hier schneller zu wachsen - jener Ewigkeit entgegen,

vor der wir ausgeschlossen stehen. Oder doch nicht? Raum für Igel,

Vögel, Bienen, Schmetterlinge. Werden, Vergehen, Geburt

und Tod - Paare, die zusammengehören. Wie Friedhöfe und Natur:

am konsequentesten schlägt die Idee sich im jüdischen

Totenritus nieder. Friedhöfe, Grabstätten, Grabsteine fallen der Natur anheim, überwuchern mit Moos und Efeu, bis sie verwittern, verfallen, vergehen und Teil des natürlichen Kreislaufs werden. Auf hiesigen christlichen Friedhöfen ist die Ruhezeit eines Menschen dagegen auf 20 Jahre bemessen, ausgenommen bei Opfern von Kriegen - ihre Zeit ist unbefristet. Ob dies so ist, weil sie fürs Vaterland starben oder ihr früher, sinnloser Tod uns besondere Obhutspflicht auferlegt, man kann sich die Lesart aussuchen - mir gefiele letztere. Friedhöfe als Geschichtsbücher. Wo nur noch grüne Wiese wäre, wäre über uns zu lesen: Sie waren sich und einander nichts wert. Sie waren nicht stolz auf ihr Leben.